

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 115.

Mittwoch, 16. Mai.

1928.

(21. Fortsetzung.)

### Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein fatales Dilemma!!  
In diesem Stadium der Sitzung zog der alte Geheimrat von Weinsbach eine zusammengekniffene Zeitschrift aus der Innentasche seines Cuts, entfaltete sie und schlug die zweite Seite um, die als Kopfleiste die Spitzmarke „Deutsche Derbywoche in Hamburg“ trug.  
Dann legte er das Blatt mitten auf den schweren polierten Ovaltisch, daß es das vorhin verlesene Protokoll deckte.

„Ich darf anheimstellen, Kenntnis zu nehmen, meine Herren. Die soeben erschienene neueste Nummer der „Deutschen Illustrierten“. Auf dem Wege hierher kaufte ich sie mir, weil ich sie regelmäßig lese. Und nun finde ich das hier!“

Mit etwas unsicherer Handbewegung wies er auf ein Photo, das im Oval die Mitte der zweiten Seite füllte, sie sogar durch geschicktes Arrangement eigentlich überhaupt beherrschte.

Es war das Bild Bernt von Yskems. Augenscheinlich eine frühere Aufnahme. Vermutlich irgendwann mal an der Front gemacht. Auf dem Gaul. Feldgrau. Verrottet die Uniform. Rotbespritzt die langen Stiefel. Hager und hart das Gesicht unterm Stahlhelm. Erschreckend ernst die Züge, die wohl schon längst das Leben verlernt hatten, seit im wüsten Höllenorkan hämmernder Artillerielinien der Tod einem zum vertrauten Kameraden geworden.

Fettgedruckt unter dem Bilde stand:  
„Rittmeister a. D. Bernt von Yskem“; und darunter „Inhaber des Pour le mérite und des Hausordens von Hohenzollern“, der bekannte Rennstallbesitzer, gegen den sich die Oberste Rennbehörde auf Grund unerwiesenen Verdachtes zu so aufsehenerregender Stellungnahme entschloß.“

Der Geheimrat von Weinsbach las das langsam und artikuliert vor, während die übrigen Herren aufgesprungen waren und, über den Tisch gelehnt, das Bild anstarrten, als hätten sie den Rittmeister von Yskem nie vorher gesehen.

Der kleine dicke Konsul Empsberger war der erste, der sich wieder in seinen Stuhl zurücksinken ließ.

„Da“, konstatierte Graf Linnstow, „jetzt kommt der Zinnober!“

„Was heißt: er kommt?“ Resigniert wiegte Empsberger seinen blühblanken, rosig polierten Schädel. Die Tagespresse hat uns doch schon lange beim Widel. Aber darin haben Sie recht: Nun nehmen auch die großen illustrierten Zeitschriften Stellung. Das hier ist die erste: und wenn die anderen alle nachgeklackert kommen — und jede gleich mit Bild, Lied und Beschreibung — unüberufen, das kann ja munter werden!!“

„Ob Herr von Yskem womöglich diese Veröffentlichung inspiriert hat?“ gab der Unterstaatssekretär a. D. Baron Klehin behutsam zu bedenken.

Der Geheimrat von Weinsbach schüttelte den Kopf.

„Ich halte es für ausgeschlossen. Schon aus dem Grunde, weil die Schriftleitung jeder Inspiration, die sich nicht mit ihrer eigenen Überzeugung deckt, vermutlich unzugänglich wäre. Vox populi, meine Herren;

nichts weiter. Es hilft nichts, wir kommen um diese Tatsache nicht herum.“

„Weiß denn wenigstens irgendjemand“, erkundigte sich Graf Linnstow, „was Herrn von Yskem veranlaßte, die heutige Vorladung so brüsk zu ignorieren? Denn am Leben ist er doch noch...“ Sonst hätte man wohl irgendwie — nicht wahr? Also wenn er sich in Berlin aufhält...“

„Diese Frage kann ich Ihnen beantworten, Graf Linnstow.“

Der junge Herzog zu Hohenangern, der pflichtgemäß und als Partei erschienen war, hatte sich während der Debatte auffällig zurückgehalten. Nun zum Schluß griff er ein. „Herr von Yskem weilt nicht in Berlin, sondern auf dem Gut eines Freundes, wie ich durch seine Verlobte erfuhr. Ich an seiner Stelle würde nicht anders handeln. Denn niemand darf ihm zumuten, sich als Schauobjekt in den Brennpunkt eines Kampfes zu stellen, zu dem er keine Veranlassung gab.“

„Na — keine Veranlassung“, wiederholte der Graf gedehnt und skeptisch.

„Nicht den Schatten einer Veranlassung!“ versärfte der junge Grandseigneur, und sein helltoniges Gesicht überflog gebändigte Erregung. „Sie wissen, meine Herren, daß ich in Hamburg als einziger gegen das Verdikt des provisorischen Schiedsgerichts stimmte. Aus voller Überzeugung der Unantastbarkeit des Herrn von Yskem heraus. Diese Überzeugung ist mir inzwischen zur Gewißheit geworden. Ich stelle hiermit den Antrag, eine neue Sitzung zu übermorgen nachmittag anzuberaumen. Bis dahin hoffe ich zuversichtlich, den Herren alle vollgültigen Beweise für die absolute Unschuld des Herrn von Yskem erbracht zu haben.“

Mit seinen Worten weckte er einen Sturm.

Man umdrängte ihn, sprach auf ihn ein, wollte heute schon näheres wissen.

Schließlich machte sich der Geheimrat v. Weinsbach als Dozent dieses auserlesenen Gremiums zum Wortführer.

„Beweise. Sie sprachen von Beweisen, Hoheit! Bedenken Sie, was es heißt!! Glauben Sie denn wirklich, daß es überhaupt möglich sein wird...“

„Herr Geheimrat“, verjette der hohe Herr in das atemverhaltene Schweigen der anderen hinein, „ich vermute: während wir hier unfruchtbare Theorien erörtern, ist das letzte Glied der Beweiskette geschlossen worden.“

Der alte Herr sah ihn starr an. Eine Erschütterung durchlief seine gebeugte Gestalt.

„Mein Gott“, sagte er tonlos, „wenn das Tatsache wäre — wenn man einem völlig Schuldlosen vor der ganzen Welt die Ehre abgesprochen hätte... aus lauterster Überzeugung zwar auf Grund zwingender Indizien — aber doch: wenn wir Herrn von Yskem trotz alledem — um Christi willen — es ist nicht auszu-denken!!!“

Ergebnislos wurde unter allgemeiner Verwirrung die Sitzung abgebrochen und für den übernächsten Tag erneut angelegt.



Als erster verließ der Herzog das Haus des „Union-Klubs“. Der Boden brannte ihm völlig unter den Füßen. Er mußte heim. Jeden Moment konnte ja der Kommissar Warnstett anrufen und ihm Bericht erstatten.

Bei der kurzen Wegestrecke hatte er auf sein Auto verzichtet, wollte die wenigen hundert Meter — quer über die Linden und durch die Wilhelmstraße — zu Fuß zurücklegen.

So geschah es, daß er an der Ecke der historischen Brunnstraße fast gegen einen Herrn stieß, der gerade in die Schadowstraße einbog.

Er erkannte ihn sofort. Es war der Rittergutsbesitzer von Harwegg, dem er hin und wieder im Verein Deutscher Volkblutzüchter begegnet war. Eine ganz flüchtige Bekanntschaft. Dementsprechend wollte er denn auch mit höflichem Gruß vorüber.

Doch der andere verhielt den Schritt.

„Wenn Hoheit vielleicht eine Minute Zeit hätten. Ich komme nämlich gerade vom Wilhelmsplatz, wo ich meine Karte abgab. Doch der Pförtner sagte mir, ich könne Hoheit bestimmt noch im „Unionklub“ erreichen.“

„Wie Sie sehen, Herr von Harwegg, komme ich Ihnen und Ihren Wünschen schon entgegen“, versetzte der Herzog liebenswürdig. „Und selbstverständlich bin ich zu Ihrer Verfügung. Nur darf ich bitten, mich zu begleiten, denn ich muß heim. Und worum handelt es sich im übrigen?“

„Um meinen Freund Bernt Yskem, der seit zwei Tagen auf Paulinenhof mein Gast ist.“

Der Herzog zog die Brauen hoch.

„Ah — bei Ihnen befindet sich Herr von Yskem? Dann ist mir dies allerdings ein doppelt erwünschtes Zusammentreffen.“

„Wie so doppelt erwünscht?“ fragte Hannsjochen Harwegg mißtrauisch, als sie Seite an Seite weitergingen. Er fühlte sich keineswegs ganz sicher, seit er die Erfahrung gemacht, welchen Staub die Affäre „Großer Hanja-Ausgleich“ hier in Berlin aufgewirbelt. Ueberall, wo er sich sehen ließ, sprach man ihn darauf an. Bei Töpfer, im „Prinzen Wilhelm“, bei Kannenberg, in der Dessauer Straße auf dem Bund der Landwirte, wo er Bekannten begegnete, waren sie reinweg aus dem Häuschen. Dazu die Tageszeitungen und die Fachblätter, die Furioso schrieben. Alles in allem eine ebenso finstere wie aufgeregte Geschichte. Dabei die Stimmung eigentlich fast ausschließlich für Bernt.

Trotzdem — dem Herzog von Hohenangern gegenüber ging ihm sozusagen was mit Grundeis. Denn nach Zug und Recht mußte dieser junge Herr auf Bernt eine Mohrenwut haben. Sogar darauf war er gefaßt gewesen, daß ihn der Herzog nach den ersten erklärenden Worten glatt abfallen und bildschön stehen ließ. Was man ihm nicht mal zum Vorwurf hätte machen können.

Na — soweit schien's Gott sei Dank noch nicht zu sein. Und so riskierte er denn das Ganze und erklärte mit einer pomadigen Sicherheit, von der er leider meilenweit fern war:

„Ja — Herr von Yskem ist bei mir. Ich freue mich, ihn zu Gast zu haben. Auf Paulinenhof weht ne andere Luft als hier im ollen Steinbalken an der Spree. Im übrigen“, schloß er ziemlich unlogisch und sprunghaft, „ist er natürlich völlig unschuldig.“

„Ich kann es Herrn von Yskem nachfühlen, wenn er in diesem Stadium der Affäre Ihre Gesellschaft derjenigen seiner sonstigen Bekannten und Freunde vorzieht.“

„Weil er die richtige Witterung dafür besitzt, wo man noch Zuverlässigkeit und anständige Gefinnung findet!“ provozierte der Paulinenhofer. „Wahre Freundschaft erprobt sich erst in Sturm und Unwetter. Im übrigen ist er natürlich total unschuldig.“

Der Herzog mußte lachen.

„Ceterum censeo. Neuerdings schließen Sie wohl jeden Ihrer Sätze mit der peremptorischen Versicherung, daß Herr von Yskem natürlich total unschuldig sei?“

„Wie so?“ fragte Hannsjochen Harwegg verblüfft. „Tu ich denn das?“

„Ja, Sie tun es!“ bestätigte der Herzog heiter. „Und es ehrt Sie. Wenngleich Sie damit — wenigstens mir

gegenüber — offene Türen einrennen, denn daß Herr von Yskem mit dem zerschnittenen Sattelsgurt von „Toreador“ nicht das mindeste zu tun hat, das weiß ich selbst.“

Voraus der Mann aus der Hanauer Gegend prompt stehen blieb und den jungen hochfürstlichen Herrn mit großen Augen anstarrte.

„Also tatsächlich — tatsächlich, Hoheit? Nämlich Fräulein Vint, mit der ich während meiner hiesigen Anwesenheit schon wiederholt sprach, um sie zu trösten und aufzurichten und die ich heute abend vom Theater abholen werde, — Fräulein Vint deutete schon so etwas Lehnliches an, wenngleich sie nicht ganz mit der Sprache herauswollte. Vielleicht scheute sie sich, etwa der Entwicklung vorzugreifen. Na, bleibt sich ja auch gleich. Jedenfalls — wo Sie mir selbst Ihre Ueberzeugung bestätigen, daß Bernt natürlich total unschuldig ist... also das finde ich kolossal! Und damit machen Sie mir eine Freude, die — na ja, ich meine, sowas läßt sich eben nicht in Worte fassen!“

„Sie brauchen es auch gar nicht, lieber Herr von Harwegg. Ich verstehe Sie ohnedies. Nett aber wär's, wenn Sie jetzt weiter kämen. Ich sagte Ihnen ja, ich muß eilig heim. Sollten Sie übrigens im Augenblick keine bessere Verwendung für die Zeit wissen, dann darf ich vielleicht anregen, wir unterhalten uns bei mir in Ruhe über die ganze Angelegenheit. Denn mir fehlen da noch einige Zusammenhänge, die sich bei einer Zigarre und einem Glas alten Bordeaux vielleicht leichter finden.“ (Fortf. folgt.)

## Immer das alte Lied.

1. Leiseflang, das Regentropfchen,  
Sang an einer Regenrinne. —  
Regenmutter mit dem Köpfchen  
Zeugte es mit leichtem Sinne.
2. Leis' klang's. Vater ging längst flüchtig —  
Süß hieß er, der Sturmgewelle —  
Spaß war alles, Pflicht war nichtig;  
Eilends braust er von der Stelle.
3. Erst war Regenmutter traurig,  
Weinte zum Erbarmen schier.  
Dann begann sie sich, denn schließlich:  
Mann war weg — das Kind war hier.
4. Als das Baby schlief im Kandel,  
Ging auch Regenmutter fort.  
„Was taugt mir ein Kind am Bändel?“  
Denkt sie und tröstet von dem Ort.
5. Also kam's, daß diese Waise  
Sang verzagt mit ihrem Kummer  
An dem Dache, weinend leise,  
Bis sie fiel in sanften Schlummer.
6. Brausewind, der junge Ritter,  
Bettete ihr im dritten Grade,  
Sah das Kind an seinem Gitter  
Und seufzte eine Schmach-Ballade.
7. Ach, wie wohl ward's da dem Tröpfchen,  
Eiligst macht's ein kleines Knirzchen,  
Reigt errötend dann das Köpfchen,  
Wie's so Brauch ist bei den Nixchen.
8. So geschah's, daß süße Minne,  
Leiseflang hat verführt im Regen.  
Pitsch! Da taucht es in die Rinne,  
Und der Wind pfeift seinen Segen.

W. Sommerfeld.

## Wie Juoni den Herrn gen Himmel fahren sah.

Von Per Brasse.

Juoni Väha, der alte Kvaenenhäuptling, hatte in der Gamme und blinzelte mit seinen entzündeten Schlitzaugen in das Feuer, über dem der dampfende Kessel hing. Dann und wann rieb er die gekrümmten knöchernen Hände aneinander und bewegte wie tauend seinen eingefallenen sahnlosen Mund. Sein spitzes Kinn hing tief über den gelben, faltigen Hals.

Um ihn herum lauerten die Kvaenenweiber und zerrissen schmachend mit den Zähnen Stücke Renttierfleisch, die sie aus dem Kessel langten. Einige säugten ihre Kinder, andere



flopfen das Sennegras zum Einlegen in die Sandalen. Die Männer waren noch nicht heimgekehrt. Sie trieben draußen die Kene für die Nacht zusammen, nur Juoni Päha, der nicht mehr auf Schneeschuhen laufen konnte, war bei den Weibern in der Gamme geblieben und blinzelte in das Feuer.

Da sprach Elen Sunnima, ein junges Weib, das ihr Kind an der Brust hielt: „Juoni Päha, du hast vieles erlebt und gesehen in deinem langen Leben. Aber von allen Wunderdingen, die du uns an den langen Abenden hier am Feuer erzählt hast, dünkt mich doch die Geschichte von der Himmelfahrt des Herrn das Wunderbarste. Erzähle sie uns noch einmal, damit wir sie behalten und unseren Kindern davon berichten können, wenn wir selbst alt sind.“

„Ja, erzähle, erzähle von der Himmelfahrt des Herrn!“ riefen die Weiber und drängten sich um den Häuptling.

Juoni Päha bewachte noch immer wie lauernd seine blutleeren Lippen. Es war, als arbeitete er daran, Worte zu formen, endlich öffnete er seinen zahnlosen Mund, der wie eine schwarze Höhle ausah, stieß dumpfe Laute hervor und redete also in der Kwaenensprache:

„Diese Augen, die ihr seht, haben den Herrn geschaut, und diese Ohren haben das Brausen seiner gewaltigen Stimme gehört. Denn der Herr hat mir verstoßen und unglaublichen Sünden seine Gnade zuteil werden lassen und das Wunder seiner leibhaftigen Erscheinung offenbart.“

Denn ich war ohne Glauben an die neue Lehre, zu der mich der Prediger von Karesuando bekehren wollte. Und unsere alten Götter mit den Zauberprüchen und Opfersteinen dünkten mir mächtiger als dieser weiße Gott aus Barbmorika, dem Lande der Sonne, der sich an einem gekreuzten Balken annageln ließ und zu schwach war, sich von der Bosheit der Menschen zu befreien.

Der Prediger erklärte mir, daß der weiße Gott am Holz hängen mußte, um dadurch erst recht seine Macht zu beweisen: denn er sollte sterben, um von den Toten aufzusteigen und gen Himmel zu fahren, zu seinem Vater.

Aber ich sagte: kann das ein Gott sein, der seinen eigenen Sohn an einem Balken annageln und elend sterben läßt? Warum ist der weiße Gott nicht schon vorher zum Himmel aufgefahren, — wenn er die Macht dazu hatte? Hatte er aber lebend nicht die Macht, — wie konnte er dann später auffahren, als er schon tot war?

Und der Prediger von Karesuando hat mir dies nicht erklären können, und so blieb ich bei meinem alten Glauben, bis zu dem Tage, als das Wunder geschah.

Es war im Schwanenmond, zu der Zeit unserer Wanderschaft in die fruchtbaren Täler und Berge am großen Wasser. Schon längst hatten wir unsere Schneeschuhe abgeworfen und zogen über die schwarzen Moorsachen und reisenden Ströme in das Land der untergehenden Sonne. Als wir den Kuontiofluß überquerten, wurden drei Kene von der Strömung fortgerissen. Ich ließ die Ralbe weiterziehen, und folgte allein dem Fluß, auf der Suche nach den verlorenen Tieren.

Am zweiten Tag gelangte ich in eine weite Talsenke, mit flachem Wiesenland zu beiden Seiten des Stromes. Es war hoher Mittag, ich war müde und legte mich in das Binsengras. Noch einmal sprach ich den Zauberpruch für verlorene Kene, und als der nicht half, dachte ich bei mir: Weißer Gott von Barbmorika, wenn du wirklich mächtiger bist als unsere Götter, dann zeige mir die Spur meiner Kene!

Raum hatte ich dies bei mir gedacht, da vernahm ich ein fernes Brausen, wie ich es nie gehört. Es war zuerst wie das Brummen einer Hummel, wurde aber immer stärker. Ich schaute auf und sah einen großen Vogel, größer als ein Schwan, mit silbernen glänzenden Flügeln. Der Vogel kam immer näher. Ich erschrad und verkroch mich unter einem Erlenbusch. Das Brausen war so stark, daß der ganze Himmel bröhlte und die Berge widerhallten. Da senkte sich der Vogel, strich tief über die Erde hin und ließ sich auf der Wiese nieder. Und da erkannte ich: es war kein Vogel, sondern ein silberner Wagen, und der Herr, der weiße Gott stieg aus dem Wagen, groß und mächtig, eingehüllt in einen gewaltigen Fels.

Ich fiel auf die Knie nieder und betete ihn an. Wie lange ich so lag, weiß ich nicht mehr. Plötzlich hörte ich wieder das Brausen, und als ich aufschaute, hob sich der weiße Gott in seinem silbernen Wagen wieder von der Erde und fuhr hinauf in den Himmel. Bald war er wieder so klein wie ein Vogel, wie eine Biene, die summt, wie eine Mücke, — und war dann im Himmel verschwunden.

Und noch am selben Abend fand ich die drei Kene: sie waren ans Ufer angeschwemmt und grasten auf dem Weideland.

Ich aber ließ mich, als wir in der weißen Zeit zu den Winterplätzen heimkehrten, vom Prediger Karesuando taufen, und danke dem Herrn, daß er meinen schwachen, unglaublichen Augen das Wunder seiner mächtigen Himmelfahrt offenbart hat!

(Deutsch von Siegfried von Vegesack.)

## Der Himmelfahrtsaufsatz.

Von Werner Bergengruen.

Dem zweiten Teil von „Dichtung und Wahrheit“ hat Goethe das Motto vorgelegt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Das sieht tröstlich aus und ist doch betrüblich, und am betrüblichsten zu Himmelfahrt.

In den unteren Gymnasialklassen machten wir zu Himmelfahrt alljährlich einen ganztägigen Klassenausflug mit unserem Ordinarius, dem Dr. Ziegenpfeffer, liefen durch Wälder, sprikten uns am Strande, spielten Räuber und Gendarm, und das Leben hätte rundum herrlich sein können, wenn man nicht gewußt hätte: nächste Woche belommen wir einen Aufsatz mit dem Titel: „Unser diesjähriger Himmelfahrtsausflug.“

Früh am Morgen, beim Ausmarsch, dachte noch keiner daran, aber bei der ersten Rast rief Dr. Ziegenpfeffer: „Mal alle herhören! Dies ist ein Hünengrab, und damit hat es die und die Bewandnis. Prägt euch das genau ein, vielleicht kann es euch nächste Woche zu statten kommen.“ Eine Viertelstunde später hatte Schulk 2r zwischen kühlgünen, feuchtbemoosten Felsblöden einen Feueralamander gefunden. Wir jauchzten und staunten das schwarzgelbe Wundertier an. Dr. Ziegenpfeffer witterte erst etwas Ungehöriges, eilte hinzu und erklärte beruhigt: „Der Feueralamander gehört zur Klasse der Lurche, sein Verbreitungsgebiet ist das ganze Europa mit Ausnahme . . . Prägt euch das ein, vielleicht kann es euch nächste Woche zu statten kommen.“

Bald darauf pukte er seine Brille und sagte plötzlich mit erhobener Stimme: „Froh, dem Staube der Stadt entronnen zu sein, sprang und hüpfte das muntere Völklein der Quartaner in fröhlicher Unbekümmertheit durch die grünen Wälder, die lachenden Auen und die gesegneten Triften unseres Vaterlandes. Prägt euch das ein, vielleicht kann es . . .“

Der Primus hatte sich, wie das ja ein rechtschaffener Primus tun muß, den von Dr. Ziegenpfeffer gewünschten Aufsatzstil schon so vollkommen angeeignet, daß er ganz von selbst begann: „Wenn wir so im Walde die Wunder der Natur betrachten, — ei, wie prächtig weiten sich dem blaffen Stadtkinde da die Lungen!“ oder: „Der Anblick des stürzenden Wasserfalles regt doch ohne weiteres zu hohen Gefühlen an.“ Wir anderen indessen erlebten verständnislos, aber schauernd, den Einbruch der Literatur in die unbegrenzte Herrlichkeit der Welt, die schließlich, in der Botanistertrommel nach Hause getragen, zwischen Föschblättern gepreßt, der zweijährigen Unsterblichkeit des Aufsatzheftes anheimfiel. Je näher wir der Stadt kamen, um so drohender warf der nächste Schulumorgen, die nächste Schulwoche düstere Schatten voraus. „Du, wie war doch das mit den Triften? . . . Wie alt wird der Salamander? . . . Und warum haben sich noch die Hünen hier begraben lassen? . . . Der gesegnete Staub der Waldesauen hüpfte unbekümmert, — hieß es so?“

War man nicht mit einem Fluche belegt, ähnlich wie König Midas? Was man selbige hatte berühren dürfen, das wandelte sich einem unter Händen in Papier. Und es gab keinen holderen Traum als diesen: „Ja, wenn ich groß bin! Dann laufe ich den ganzen Himmelfahrtstag lang ohne den Dr. Ziegenpfeffer durch den Wald, klettere auf alle Hünengräber, spiele Bersted mit allen Feueralamandern und Räuber und Gendarm mit allen meinen Freunden und kümmerge mich den Teufel um die Anlage der Gräber und das Verbreitungsgebiet der Lurche und brauche kein einziges Stück Wirklichkeit mehr in Papier umzuweben!“

Ah du lieber Gott, jetzt bin ich groß, sogar sehr groß, ein Meter siebenundachtzig, und brauche nach keinem Dr. Ziegenpfeffer mehr zu fragen, und wenn ich wollte, könnte ich den ganzen Himmelfahrtstag auf Hünengräber klettern und Räuber und Gendarm spielen, — und würde doch gern hundert Aufsätze in Kauf nehmen, wenn ich es nur noch ein einziges Mal so hingeeben tun könnte wie damals!

Und nicht einmal um die Aufsätze komme ich herum, weil ich mir so ein schlechtes Metier ausgesucht habe und weil es zudem nicht mehr lange dauert, bis ich meiner Tochter ihre Himmelfahrtsaufsätze werde machen müssen.

## Meffor Tchu und der Stadtgott.

Aus dem Chinesischen übersetzt und nachgezählt von Wilhelm Carl.

Vorbemerkung: Der Konfuzianismus, die offizielle Staatsreligion der Chinesen gibt nur Ratsschlüsse und Verwaltungsmahregeln für das irdische Leben, sagt aber nichts über das Jenseits, weil man hierüber nichts wissen könne. Dem religiösen Empfinden und mystischen Drängen der Volksseele kommen die beiden anderen, neben dem Konfuzianismus bestehenden Lehren Buddhas und Laotjes



um so mehr entgegen. Besonders der Taoismus, das Lehrgebäude des anderen chinesischen Weltweisen, Laotse, und was seine Anhänger daraus gemacht haben, gab den chinesischen Fabeldichtern Stoff zu den interessantesten Märchen und Legenden. Der Taoismus hat das Jenseits, die Unterwelt, mit einer ganz nach chinesischen Verhältnissen aufgelegenen Beamtenhierarchie beglückt, deren unterste Stufe analog den Kreismandarin der Dorf- bzw. Stadtgott einnimmt, während der „Schangdi“, die höchste Gottheit, analog dem Kaiser, über alle anderen Gottheiten herrscht. Jeder Kreismandarin, Präfekt, Gouverneur war und ist zum Teil noch heute Richter und Verwaltungsbeamter zugleich — so auch die Beamten der Unterwelt. Sie gelten so wenig für unfehlbar wie ihre Kollegen auf der Oberwelt, wie uns nachstehende kleine Erzählung zeigen wird:

An einem heißen Sommertag legte sich der Assessor Tchu aus Nantschangfu in einem mehr als leichten Kostüm im Tempel des Stadtgottes nieder, um Kühlung zu suchen. Auf dem Heimweg besiel ihn plötzlich ein ernstes Unwohlsein, so daß er zu Bett gehen mußte. Da er vorher durchaus frisch und gesund war, mutmaßte seine Gattin, er habe den Ortsgott durch seinen unbescheidenen Zustand beleidigt und seine Krankheit sei die Strafe für den Frevel. Sie ging also hin, bat den Ortsgott mit demütigen Worten um Verzeihung, brachte ihm reiche Speise- und Trankopfer dar und opferte ihm süßen Weihrauch und auch etwas Papiergeld. Als ihr Gatte hierauf alsbald gesundete, bat sie ihn, doch nunmehr selbst zum Ortsgott zu gehen und ihm für die Wiedergenesung zu danken. Assessor Tchu sagte, er wolle dem Ortsgott etwas hüten, denn er habe ihn offensichtlich nur krank gemacht, um Speise- und Trankopfer zu erpressen. Der Ortsgott sei ein ganz gemeiner und habgieriger Geselle, dem er es jetzt eintränten werde. Mit diesen Worten legte er sich hin, schrieb mit seinem feinsten Pinsel eine geharnischte Anklage an den Ortsgott, warf ihm Gewinnsucht und niedere Gesinnung vor und verbrannte das Schreiben im Angesicht der Lehmfigur, um auf diese Weise die Anklage dem Ortsgott lesbar zu machen.

Assessor Tchu ging heim und wartete. Zehn Tage vergingen ohne Antwort. Aufgebracht darüber, daß der Ortsgott ihn nicht einmal einer Erwiderung für würdig hielt, schrieb der Assessor nunmehr einen Brief an den Stadtgott, dem Vorgesetzten des Ortsgottes und beschuldigte ihn, teil zu haben an den Verfehlungen seines Untergebenen oder zumindest sträfliche Nachsicht zu üben, während es doch seine Aufgabe sei, das Tun und Treiben der kleineren Gottheiten zu überwachen. Dieses zweite Schreiben verbrannte er im Amtsgebäude des Stadtgottes, dem Stadttempel, und ging in dem befriedigten Bewußtsein heim, es auch dem Stadtgott ordentlich gegeben zu haben.

Bereits in der folgenden Nacht sah sich der Assessor im Traum im Tempel des Stadtgottes und fand am schwarzen Brett, das hier wie im Amtsgebäude des Präfekten der Oberwelt aushing, folgende Bekanntmachung:

„Wir haben heute in Sachen Assessor Tchu den Ortsgott vernommen und festgestellt, daß der Ortsgott durch unlautere Mittel sich Brot und Wein verschafft hat. Zur Strafe dafür wird er mit Schimpf und Schande aus dem Amte gejagt und sein Amtstitel soll zur Warnung für jedermann in Flammen aufgehen. Der Assessor Tchu, der sich den Vorgesetzten gegenüber nicht wie ein Gelehrter, sondern wie ein Knüttel benommen hat, erhält zur Strafe dreißig Stockhiebe auf den Hintern durch Vermittlung des Unterpräfekten von Sindilangfu.“

Die verhängten Strafen waren durch rote Punkte noch besonders hervorgehoben.

Als Assessor Tchu nach dem Erwachen über seinen Traum nachdachte, war ihm zunächst gar nicht wohl zumute. Plötzlich lachte er laut auf: daß er nicht gleich daran gedacht hatte! Es war ja ganz klar, der Stadtgott wollte ihn nur erschrecken, damit er nicht noch höhere Instanzen in Bewegung bringen sollte, denn

1. durfte er als studierter Mann nicht verprügelt werden — es war dies ein altes Vorrecht der Gelehrten, welches stets geachtet wurde,

2. wohnte er diesseits des Flusses, war also beim Unterpräfekten von Nantschangfu zuständig, während der Unterpräfekt von Sindilangfu, in dessen Auftrag er die Hiebe erhalten sollte, nur für Personen aus dem Stadteil westlich des Flusses zuständig war. Daraus ging klar hervor, daß der Stadtgott ihn nur erschrecken wollte und nicht ernst zu nehmen war.

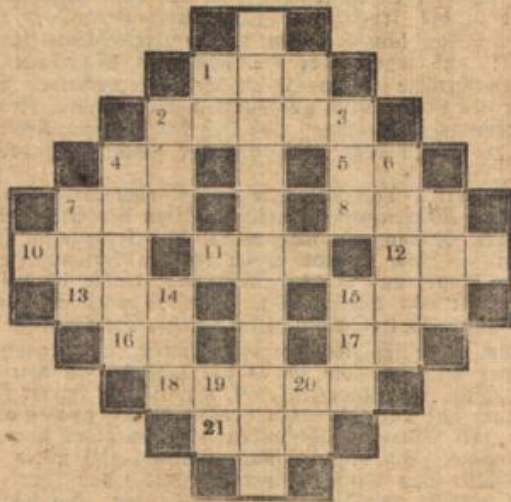
Wenige Tage später schlug der Blitz in den Tempel des Ortsgottes und die Anlage ging in Flammen auf — Assessor Tchu begann jetzt erneut für den unteren Teil seines Rückens ernstlich zu fürchten und schloß sich der größeren Vorsicht halber im Hause ein.

Wieder gingen einige Wochen ins Land und es geschah nichts. — Assessor Tchu ließ alle Beirätungen fahren und ging wieder seiner gewohnten Tätigkeit nach. Da erscholl eines Tages ein großes Geschrei in der Stadt — die Bevölkerung drängte in Hast und Eile über den Fluß zur Weststadt hinüber und stieß Drohungen und Verwünschungen aus. — Der Assessor Tchu rannte auf die Straße und erfuhr, daß der Gouverneur von Ditsangfu von einem überbeleideten Menschen mit der Art niedergeschlagen worden sei, als er im Tempel des Stadtgottes betete. Von Reugier getrieben, ließ auch Assessor Tchu zur Weststadt hinüber und starrte auf den Präfekten und die beiden Unterpräfekten von Nantschangfu und Sindilangfu, die den Ermordeten aufgeregt umstanden und Vermutungen über den Täter anstelleten.

Assessor Tchu war im Hauskleid gekommen und trug nur ein leichtes Käppchen ohne den offiziellen Rangknopf, kurze Jade und Beinleib. Bleich und verstört starrte er auf die drei Amtspersonen und den Ermordeten. Plötzlich fiel dem Unterpräfekten von Sindilangfu das seltsame Wesen des Assessors auf — er ließ ihn ergreifen und fragte ihn, wer er sei und was er hier suche. Ein unerklärliches Würgen im Halse verhinderte Tchu, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen. Er versuchte daher, durch Zeichen verständlich zu machen, daß er berechtigt sei, den „langen Rod“ und einen Knopf auf der Mücke zu tragen, kurzum, daß er ein Gelehrter sei. Der Unterpräfekt begriff nicht, was der Mann wollte, und um ihn schneller zum Sprechen zu bringen, befahl er seinen Bütteln, ihm zunächst mal dreißig Hiebe aufzusetzen. Die Polizisten griffen sofort zu, rissen den Assessor nieder und verprügelten ihn auf offener Straße wie einen gewöhnlichen Kuli. Mit dem dreißigsten Schlag fand Assessor Tchu die Sprache wieder und brüllte: „Ich bin der Assessor Tchu, der Sohn des Ackerbauministers!“ — „Tut mir leid“, antwortete der Unterpräfekt, „das hätten Sie gleich sagen sollen.“ Nunmehr griff der Präfekt selbst ein, tröstete den vor Schmerz zitternden Tchu und versprach ihm die Rektorstelle von Nantschangfu als Entschädigung für die zu Unrecht erteilte Strafe. So ging der Urteilspruch des Stadtgottes in Erfüllung und Assessor Tchu soll späterhin nie wieder Gottheiten beleidigt haben.

Also zu lesen im chinesischen Buch Sinhsü, 3. Kapitel.

## Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Schutzgeist. 2. Flüssigkeitsbehälter. 4. Zustimmungswort. 5. Umstandswort des Ortes. 7. Salatbeizung. 8. Geographischer Begriff. 10. Geschlechtswort im zweiten Fall. 11. Belgischer Badeort. 12. Kurzwort für einen flotten Herrenrod. 13. Tonart. 15. Vorfahre. 16. Bindewort. 17. Zurufswort. 18. Längenmaß. 21. Jagdbares Tier. Senkrecht: 2. Vertiefung. 3. Griechischer männlicher Vorname. 4. Heiland. 6. Alttestamentliches Wasserfahrzeug. 7. Wüst. 9. Handeln. 14. Papsttitel. 15. Kleiner Nebenfluß des Rheins. 19. Persönliches Fürwort. 20. Kurzform eines Bindewortes. — Außerdem ergibt die Mittelfenkrechte den Namen einer beliebigen Filmschauspielerin.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 109: Wagerecht: 2. Uhu. 3. Ali. 5. Grimm. 7. Er. 8. Os. 10. Cham. 11. Olaf. 12. Petroleum. 14. Sen. 15. Dur. 17. Japan. — Senkrecht: 1. Kajak. 3. Ar. 4. Im. 5. Grai. 6. Mose. 7. Ehe. 9. Sau. 13. Oberhaus. 15. Da. 16. Ra.